

Claudia Honegger / Marianne Rychner (Hrsg.)

Das Ende der Gemütlichkeit

Strukturelles Unglück und mentales Leid
in der Schweiz

Limmat Verlag
Zürich

1998

Caroline Arni

«Keine Zukunft, irgendwie.» Auf der Suche nach einer Lehrstelle

Monika Burri, geboren 1981, Alma Burzic, geboren 1980, und Fabrizio Palmiero, geboren 1980, haben im Sommer 1997 ihre Schulzeit abgeschlossen und sind seither auf der Suche nach einer Lehrstelle. Sie befinden sich zum Zeitpunkt des Interviews in einem Beschäftigungs- und Weiterbildungsprojekt für Jugendliche ohne Lehrstelle.

Der Weg zum Beschäftigungs- und Weiterbildungsprojekt für Jugendliche ohne Lehrstelle führt an den Rand der Stadt, vorbei an ehemaligen Arbeiterhäuschen, die zu Akademikerhäuschen geworden sind, vorbei an einem ehemaligen Fabrikgelände, um das sich Grossverteiler und Kunstschaffende streiten. Zwischen Friedhof, Kehrrichtverbrennungsanlage und Bahngleisen in einem weitläufigen Industrieareal liegen die Räumlichkeiten des Projektes, dessen Ziel die Klärung der beruflichen Perspektive, das heisst das Finden einer geeigneten Lehrstelle oder eines anderen Ausbildungsweges ist. «Ja, was man hier macht, ist Weiterbildung, Deutsch und Math, so verbessern, Kurse macht man, Computerkurs, und nachher arbeitet man einfach in der Werkstatt.» Fabrizio erzählt von den Arbeiten, welche die jungen Männer für Greenpeace und den Velokurier erledigen, während die Frauen im Rahmen eines Theaterprojektes Kulissen und Kostüme anfertigen. Am besten gefällt es Fabrizio, wenn er «Sachen für jemanden anderen machen» kann, wenn er einen Auftrag hat, wie das Bild, das er mit einem Kollegen zusammen für das Büro des Lehrstellennachweises des städtischen Wirtschaftsamtes gemalt hat: «Und nachher haben wir gedacht, ja, wenn sie uns auch helfen in der Zukunft, haben wir gedacht, machen wir halt etwas, das in der Zukunft ist. Und dann haben wir einfach angefangen, und nachher ist das Bild herausgekommen.» Seine persönliche Zukunft, das weiss Fabrizio genau, ergibt sich nicht einfach: «Wenn man etwas erreichen will, muss man eben daran *schaffen*.»

Fabrizio Palmiero, Alma Burzic und Monika Burri gehören zu den zwanzig im Beschäftigungs- und Weiterbildungsprojekt aufge-

nommenen Jugendlichen, die nach der obligatorischen Schulzeit keine Lehrstelle oder schulische Ausbildungslösung gefunden oder die Lehre im ersten Lehrjahr abgebrochen haben. Für neun bis maximal zwölf Monate werden diese Jugendlichen in Mathematik und Deutsch weitergebildet, sie können verschiedene Kurse machen und arbeiten in den Werkstätten; dafür erhalten sie einen Lehrlingslohn von ca. 400 Franken.

Zwei Tage vor dem Gespräch hat Monika Burri eine Lehrstelle als Zahnarztgehilfin zugesagt bekommen. Sie wird das Projekt voraussichtlich im April verlassen, aber sie könne, so sagt sie zu Beginn des Gesprächs, «trotzdem viel erzählen». Monika kommt aus einer Kleinstadt, ihr Vater hat ein Haushaltwarengeschäft, ihre Mutter hat das KV gemacht und ist jetzt «einfach nur noch Hausfrau»; zur Familie gehört auch eine jüngere Schwester. Nach Abschluss der obligatorischen neun Schuljahre und erfolgloser Lehrstellensuche hat sich Monika für einen Platz im Projekt beworben. Eigentlich wollte sie das zehnte Schuljahr machen, sie hat sich auch angemeldet, aber «dort haben sie mich nicht genommen, weil, ja, ich weiss auch nicht, aus welchem Grund, und nachher habe ich einfach nicht gewusst, was ich machen soll».

Auch Alma Burzic hat sich nach Abschluss des neunten Schuljahres nach Lehrstellen umgesehen, obschon auch sie gerne das 10. Schuljahr besucht hätte. Sie habe «schon auch die Formulare bekommen und so angeschaut, aber ja, von den Noten her habe ich gemerkt, ja, das nützt nichts». Die Aufnahme ins zehnte Schuljahr setzt einen Notendurchschnitt von 4,5 voraus, den Alma nicht erreicht hat. Sie habe halt nicht genug gelernt, sagt Alma, weil ihr Lehrer sie immer runtergemacht habe, er sei einer gewesen, «wo, ja, *wo di fertigmacht*, und dann, ja dann hat es mich noch *angeschissen*, anfangen *anscheissen* und so, ja wenn der Lehrer irgendwie *chli düre* ist, ja. Im Deutsch habe ich einfach Freude gehabt, sehr. Dann habe ich nie gefehlt. Aber in der Math bin ich einfach mies gewesen und so. Wenn ich einmal etwas sagen wollte, hat er immer gesagt, ja, irgendwie gar nicht beachtet, oder so, hat einfach so getan, als würde er nichts merken und so.» Alma Burzic ist Bosnierin. Vor vier Jahren ist sie mit ihrer Familie in die Schweiz geflüchtet. Almas

Vater hat Keramiker gelernt, ihre Mutter Schneiderin, beide haben keine Anstellung. Almas Bruder ist erwerbstätig, die beiden Schwestern lernen Verkäuferin. Ihre Geschwister hätten es einfacher gehabt, meint Alma, obwohl sie nicht so gut Deutsch gesprochen hätten wie sie jetzt, hätten sie Lehrstellen gefunden, «das ist eben schon vor etwa drei Jahren gewesen, irgendwie und dort ist es, ja, nicht so krass gewesen wie jetzt, habe ich das Gefühl, weiss nicht».

Fabrizio Palmiero ist Italiener, er lebt «18 Jahre jetzt hier in der Schweiz», ist hier geboren. Nach neun Jahren Primarschule hat Fabrizio das zehnte Schuljahr an der Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule (BFF) gemacht, «weil, also die Lehrstellen, also Lehrmeister, die wollen ja manchmal nachher das zehnte Schuljahr». Eigentlich wollte sich Fabrizio im Programm Zeichnen/Gestalten einschreiben, aufgrund einer falschen Auskunft seitens der BFF landete er dann aber im Programm Naturwissenschaften, «und nach der BFF habe ich eben keine Lehrstelle gefunden». Fabrizio's Eltern leben seit 25 Jahren in der Schweiz, der Vater arbeitet als Chauffeur, die Mutter in einer Wäscherei. Die beiden älteren Schwestern sind beide erwerbstätig, die eine hat Zahnarztgehilfin gelernt, aber sie «findet eben auch nicht *Bügel*, und jetzt *bügelt* sie in der Migros». Die andere Schwester hat eine Lehre als Verkäuferin gemacht und arbeitet jetzt in einem Warenhaus. «Leben» tut Fabrizio in einer städtischen Grossüberbauung aus den späten fünfziger Jahren, dort «habe ich auch den Kindergarten gemacht, und dort bin ich eben mit meinen Kollegen aufgewachsen, zusammen, seit dann lebe ich dort».

Mit seinen Kollegen bespricht Fabrizio ständig die Lehrstellensuche, und das sei dann jeweilen «eben Scheisse», weil «jeder kommt und sagt, hast du eine Lehrstelle, und du sagst nein, der andere sagt auch nein, nachher *schnurren* wir eben darüber, und nachher erzählt er auch ein bisschen, was er gemacht hat, ich sage ihm auch, ich habe mich beworben, dort und dort». Auch Alma und Monika kennen die Geschichten der anderen, die «auch gerade eine Lehrstelle suchen», Geschichten, die sie nicht zuversichtlich stimmen. Alma hat eine Kollegin, «die sucht eine Lehrstelle schon seit drei Jahren, aber die findet sie nicht, und ich meine, was kann sie machen? Anlehre kann sie, sie hat gute Noten, aber, sie hat, sie hätte

eine Anlehre machen können, aber sie hat nicht gewollt, wofür? Drei Jahre Anlehre machen und nachher wieder, erst eine Lehre machen, für sie ist es ein bisschen zu spät, irgendwie.» Von Monikas Kolleginnen haben zwar viele eine Lehrstelle gefunden, aber «sie haben einfach Lehrstellen gefunden, die sie, ja, sie haben es nicht unbedingt machen wollen, aber es ist ihnen gleich gewesen, sie haben einfach ... Hauptsache, sie haben eine Lehrstelle gehabt, oder. Vielleicht schon nicht ganz ihr Beruf, also das, was sie gerne hätten machen wollen.» Viele von Fabrizio's Kollegen gehen «einfach sonst *bügeln*, der eine geht gerade hier, in der Trattoria, *bügelt* er als Koch, einfach nur so, keine Lehre oder so». Aus den Erzählungen über die andern schälen sich die Möglichkeiten heraus, die den Jugendlichen bleiben, wenn sie die Lehrstelle nicht finden, die sie suchen: eine Anlehre anstelle einer Lehre machen, solange es nicht zu spät ist, etwas lernen, was man nicht unbedingt machen will, als Ungelernter *bügeln* gehen – oder sich schlicht immer wieder bewerben – «Man muss eben schreiben und schreiben», sagt Fabrizio.

Fabrizio, Alma und Monika kennen das Schreiben und Schreiben, sie haben bereits einige Erfahrungen mit dem knappen Lehrstellenmarkt gemacht. Monika hat nach dem gescheiterten Anlauf ins zehnte Schuljahr «einfach nicht gewusst, was ich machen soll». Sie hat «schon ein paar Bewerbungen geschrieben, aber ich habe einfach auch noch nicht gewusst, was für einen Beruf ich will». Der Übergang kam zu unvermittelt, Monika wusste mit sechzehn noch nicht, welchen Beruf sie lernen wollte, und weiter in die Schule gehen konnte sie nicht. Mit fünfzehn hat sie als Zahnarztgehilfin geschnuppert, das hat ihr «*huere* nicht gefallen». Sie hat sich auch als Polygraphin und Pharmaassistentin beworben, aber «irgendwie ist es eben doch nicht das gewesen, was ich gewollt habe». Nach verschiedenen erfolglosen Bewerbungen ist Monika ins Projekt gekommen: «Nachher bin ich eben hierhergekommen, nachher habe ich immer noch nicht gewusst, was ich machen soll. Nachher haben sie gesagt, ja, wir müssen jetzt anfangen, Bewerbungen zu schreiben, und nachher habe ich so gedacht, ja was soll ich? Mal Zahnarztgehilfin, oder, und nachher bin ich noch einmal schnuppern gegangen und nachher hat es mir eben gefallen.» Unter Entscheidungsdruck kommt Monika

wieder auf den anfänglich verworfenen Beruf der Zahnarztgehilfin zurück. Sie «wollte jetzt wirklich eine Lehrstelle, oder, und nachher habe ich mich auch dafür eingesetzt, in der neunten ist es mir noch, ja, ich weiss nicht, also mehr gleich gewesen, oder, ob ich eine Lehrstelle habe oder nicht, ja.»

Der Einsatz für die Lehrstelle, die sie jetzt wirklich will, bedeutet zugleich, dass Monika ihre Meinung über die Zahnarztgehilfin revidiert, dass sie das Spektrum an für sie möglichen Lehrstellen nicht durch eine negative Erfahrung oder eine Abneigung einschränkt. Zahnarztgehilfin und Coiffeuse, meint Monika, seien schliesslich die Berufe, die es «immer braucht» und in denen auch Lehrstellen angeboten würden. Es gibt in Monikas Schilderung keinen Traumberuf, zumindest nicht einen, von dem sie erzählen würde, wenn sie nach ihrer Lehrstellensuche gefragt wird. «Ja», erklärt sie auf Nachfrage, Zahnarztgehilfin gefalle ihr «schon» – das «aber» fällt nicht. Schliesslich hat die Lehrstelle als Zahnarztgehilfin, die sie jetzt zugesichert bekommen hat, Monika aus einer unerträglichen Situation erlöst: «Ich habe wirklich viele Bewerbungen geschrieben, fast dreissig Bewerbungen, und ich bin wirklich an vielen Orten schnuppern gegangen und habe immer nur Absagen bekommen.» Sie sei dann «schon langsam aggressiv» geworden, erzählt Monika.

Auch Alma findet «schon», dass sie wirklich Coiffeuse werden möchte. Sie hat das nicht von Anfang an gewusst, vor allem in der neunten Klasse noch nicht, da sei es ihr «auch ein bisschen gleich gewesen». Der Lehrer habe sie «immer *zusammengeschissen*, hat gesagt, du findest höchstens irgendwie eine Aushilfe in der Migros, du wirst so im Regal Büchsen stellen und so». Coiffeuse sei ihr dann später «einfach so in den Sinn gekommen». Sie konnte schon «viele Male» schnuppern gehen, jetzt möchte sie aber «eine Lehrstelle endlich haben.» Doch Alma würde auch eine Anlehre machen. Seit man ihr vor zwei Monaten an einer Schnupperstelle schon nach zwei Stunden gesagt hat, mit ihren Noten würde sie nie eine Lehrstelle finden, hat sie ihre Ansprüche zurückgesteckt: «Und das ist schon hart gewesen, aber irgendwie, ich habe *gecheckt*, und jetzt, ja, seit einem Monat vielleicht suche ich eben eine Anlehre». Weniger reglementiert und einseitiger auf die Praxis hin orientiert als eine Lehre, rich-

tet sich die Anlehre vor allem an schulisch schwächere Jugendliche. Doch auch die Suche nach einer Anlehre erweist sich als schwierig, denn solche werden kaum angeboten. Vor kurzem hätte Alma fast eine bekommen, aber der Lehrmeister hat sie unmittelbar vor Abschluss des Vertrages dann doch abgewiesen, und so sei «einfach alles *futsch gsi, für nüt*». Sie solle halt doch gescheiter in eine Fachschule gehen, hat ihr der Lehrmeister geraten. Doch die einjährige Diplommfachschule als Alternative zur Lehre in einem Betrieb ist zu teuer: «Ich muss eben einfach viel zahlen, dreihundert pro Monat, kostet viel, und ja, eben.» Die Alternativen zur Lehrstelle als Coiffeuse sind rar oder nicht wirklich zugänglich: die Anlehre, die Fachschule. Oder dann Verkäuferin lernen. Alma würde das auch machen, aber sie lässt es noch so «an der Seite stehenbleiben», vorderhand, und macht sich Mut: «Nein, ich glaube, ich schaffe es irgendwie schon. Jetzt kann ich zweimal schnuppern gehen in diesem Monat und so, zwei Wochen, nein, das kommt dann schon.» Eine Rückkehr nach Bosnien ist für Alma keine Alternative: «Nein, ich meine, für was habe ich dann hier gekämpft für eine Lehrstelle, und nachher wieder zurück, nein, das ist irgendwie unlogisch, irgendwie.»

Auch Fabrizio sieht seine beruflichen Perspektiven nur in der Schweiz, wo er aufgewachsen ist und sich jetzt im Projekt weiterbildet. Sein Vater sage immer, «wenn ich dann mal nichts finde und ich eben zwei Jahre oder drei Jahre lang dran schaffe und nichts finde, sagt er, wir gehen nach Italien». Doch Fabrizio will «hier bleiben, dort, wo ich aufgewachsen bin, und bei meinen Kollegen». Er habe hier «irgendwie mehr Chancen als in Italien». Fabrizio hat schon viele Bewerbungen geschrieben, «in meinem Leben etwa sicher so auf die siebzig oder achtzig – aber eben, leider, noch keine Lehrstelle». Er bewirbt sich als Hochbauzeichner, aber «jetzt hat es ganz wenige» Lehrstellen. Deshalb versucht er es auch als Elektrozeichner und Innenausbauzeichner. Fabrizio möchte eigentlich «nur in zeichnerischen Berufen» arbeiten, denn «ich liebe das Zeichnen, und seit ich klein bin, habe ich angefangen, und da möchte ich nicht aufhören. Und ich habe, ich weiss, dass ich gut bin und dank meinen Händen und weiss doch nicht, kann ich eben so gut zeichnen, ich möchte es realisieren, das, was ich kann.» Eine Lehrstelle in

einem zeichnerischen Beruf wäre für Fabrizio mehr als eine Erwerbstätigkeit, die ihm gefällt; es wäre eine Verwirklichung seiner Fähigkeiten, es würde Sinn machen in seinem Leben. Anders als das zehnte Schuljahr in der BFF, das er im Programm Naturwissenschaft statt Zeichnen/Gestalten absolvierte, diese unlogische Wendung in seiner Biographie, die er mit einem sehr leisen «*isch ja gliich*» kommentiert. Fabrizio will mit seiner Lehre eine Begabung verwirklichen können, die ihn, schon seit er «klein» war, auszeichnete. Doch er weiss auch um die geringen Chancen, die er hat, bei der aktuellen Lehrstellensituation eine zeichnerische Lehre zu finden, und er passt sich an – zumindest kurzfristig: Fabrizio bewirbt sich auch als Auto-mechaniker. Das würde ihm «gefallen», aber «ich würde es einfach nicht das ganze Leben machen». Einfach nur so *bügeln* wie viele seiner Kollegen will Fabrizio nicht, auch wenn sein Vater manchmal findet, er solle «so eben im Coop oder so fragen gehen, so für einen Samstag oder sogar für die ganze Woche, aber, ich würde das schon machen, aber nicht lange, weil ich will dieses Jahr noch eine Lehre anfangen».

Monika, Alma und Fabrizio sind geübt in der Anpassung ihrer Wünsche an die realen Perspektiven, die ihnen offenstehen. Welche Träume auch immer sie haben – ein schmaler Lehrstellenmarkt, der schulischen Misserfolg zum folgenreichen Handicap macht, die soziale Herkunft, die teure schulische Alternativen ausschliesst, der ethnische und soziokulturelle Hintergrund, der Gewandtheit im Umgang mit schweizerischen Bildungsinstitutionen nicht ausbildet, der Druck, sechzehnjährig über eine berufliche Zukunft innerhalb eines engen Spektrums entscheiden zu müssen – alle diese Faktoren schränken die Spielräume von Monika, Fabrizio und Alma auf wenige Alternativen ein. Ihre Strategien entwickeln sie innerhalb dieser Spielräume: Sie passen ihre Berufswünsche antizipatorisch dem Lehrstellenmarkt an wie Alma und Monika, sie planen berufliche Umwege mit ein wie Fabrizio, sie nutzen ein Beschäftigungsprojekt zur Weiterbildung und Qualifikation.

Doch Anpassung und Unterwerfung unter die Macht des Faktischen sind nicht total. Monika, Alma und Fabrizio entwickeln auch Widerstände und Eigensinn. Sie sind nicht nur diejenigen, die auf den Arbeitsmarkt angewiesen sind, sie erwarten ihrerseits etwas von

diesem Arbeitsmarkt, von der Arbeitswelt und von den Verantwortlichen, die diese Welt bevölkern. Es sei «schon nicht lustig», erzählt Monika, «wenn man immer schnuppern geht, zum Beispiel, man tut sich ... Ich meine, man gibt sein Bestes und so, hilft und macht und fragt und tut. Und nachher muss man einfach, ja, hast du trotzdem wieder eine Absage.» Das Auf und Ab von Hoffnung, wenn man eine Schnupperstelle hat, und Verzweiflung, wenn die Absage auf dem Fuss folgt, kennen alle. «Es ist schon ein bisschen langweilig, immer Bewerbungen schreiben und so», meint Fabrizio, und er zitiert aus dem Gedächtnis, was da jeweilen in den Briefkasten flattert: «Also, ja, es tut uns leid, wir haben uns für jemand anderen entschieden, es ist schon besetzt, und wir wünschen noch viel Erfolg, so, viel Glück, dass ich eine Lehrstelle finde.» Auch Monika kennt den Text: «Ihre Bewerbung konnte nicht berücksichtigt werden, für Ihre Zukunft wünschen wir Ihnen viel Glück. Ich kann das schon auswendig.» Was nie dasteht, sind die Gründe, weshalb man die Lehrstelle nicht bekommen hat, «vielleicht zwei-, dreimal», meint Monika, «aber ein Tip oder so, *nä-ä*, nie».

Die Absagen hinterlassen nicht nur Enttäuschung, sie hinterlassen auch Ratlosigkeit, sie sagen nichts darüber, was man vielleicht falsch gemacht hat, was man besser machen könnte und welche realen Chancen man hat. Fabrizio bleibt allein mit dem Gefühl, er sei verantwortlich für die erfolglose Bewerbung: «Also wenn ich eine Absage erhalte, denke ich, vielleicht habe ich mal ein bisschen eine schlechte Bewerbung geschrieben oder ich weiss auch nicht, dumme Sätze gemacht, oder Fehler in den Bewerbungen. Aber nachher, sie schreiben ja sowieso immer im Brief immer dasselbe. Sie schreiben immer dasselbe: Vielleicht ist es eigentlich egal, ob und welche Fehler man macht, man erfährt es sowieso nicht.» Die Eindrücke, die die Lehrstellensuchenden bei den Arbeitgebern machen, verschwinden hinter Standardformulierungen. Manchmal verflüchtigen sie sich auch vollständig, als würde man keinen Eindruck hinterlassen, als wäre man nicht da. Alma weiss davon zu berichten, wie es ist, wenn gar nichts kommt: «Ich habe drei Bewerbungen geschrieben, das war schon vor etwa drei Monaten, und sie haben einfach nichts gemacht, nicht angerufen, nichts. Nichts! Also nichts geschickt und sie, sie ...

sie einfach nichts!» Die Empörung, die Alma deutlich äussert, kann sich auch abschleifen. Mit der steigenden Anzahl von Absagen wird sie zur Gewohnheit, und diese Gewohnheit muss man ausbilden, um sich immer wieder bewerben zu können, meint Fabrizio: Er geht sich «nicht gerade umbringen, nur weil ich eine Absage erhalten habe», er ist «daran gewöhnt, jetzt, an die Absagen», und will sich nicht entmutigen lassen: «Ich denke gar nicht eben daran. Wenn ich eine Absage kriege, sage ich, ja, ist gut, und nachher denke ich einfach weiter, auf die nächste Bewerbung.»

Zum Gefühl, bei den Bewerbungen nicht ernst genommen zu werden, kommt die Empfindung, beim Schnuppern nicht anerkannt zu werden im Einsatz, den man leistet, und in der Bereitschaft, die man zeigt, im Helfen und Machen und Fragen und Tun: «Irgendwie habe ich das Gefühl, sie nützen dich quasi aus in dieser Woche», meint Alma, «und ich habe auch, also, ich habe schon tausend Mal geschnuppert, und nie haben sie etwas gezahlt, nie. Ich meine, es ist nicht wegen dem Geld, aber irgendwie, ich habe schon Geld, aber, es, es sollte irgendwie, sie sollten uns irgendwie zeigen, ja, dass, ja, sie sollten dankbar sein, irgendwie, irgendwie. Ja, aber ich habe wirklich geholfen, ich habe, als hätte ich dort gearbeitet, schon lange.» Sie arbeitet, als wäre sie schon lange dort, als wäre sie eine Mitarbeiterin, und genau dieses Engagement und diese Selbständigkeit werden von den potentiellen Arbeitgebern nicht gewürdigt. «Es ist ihnen *äuä* gleich gewesen», meint Alma, «ich finde, ich habe das Gefühl, die Chefs, wirklich, irgendwie gefühllos.» Gleichgültig, so Almas Eindruck, ist den Chefs nicht nur, dass die Schnupperlehrlinge arbeiten, gleichgültig ist ihnen auch deren Zukunft: «Ihnen ist es egal, ob wir eine Lehrstelle finden oder nicht.» Die Chefs wollen «einfach, dass du perfekt bist», und können sich «einfach zurücklehnen», meinen Alma und Monika, während sie ihrerseits «einfach kämpfen» müssen.

So sehr diese Schilderungen von Ohnmacht und Abhängigkeitsgefühlen geprägt sind, äussern sich in ihnen doch zugleich auch Erwartungen, welche die Jugendlichen ihrerseits an die Arbeitgeber und an die Arbeitswelt stellen. Alma erklärt: «Ich warte einfach auf den Moment, dass sie uns suchen, die Lehrlinge, und nicht wir sie.»

Früher sei es auch so gewesen, ergänzt Monika. Alma und Monika erwarten ganz einfach, dass ihr Wunsch nach einer Berufsausbildung anerkannt wird. Diese Anerkennung bedeutet für Fabrizio darüber hinaus eine Anerkennung seiner Fähigkeiten, letztlich seiner Person: Fabrizio will Zeichner lernen, weil er schon immer ein guter Zeichner war, er will seine Fähigkeit verwirklichen, er macht die Bewerbungen «für mich», denn er «will endlich etwas lernen, ich will da nicht immer suchen und suchen. Das ist langweilig. Ich will mal meinen Beruf realisieren.»

Fabrizio, der sehr klare und weit in seine Biographie zurückreichende Vorstellungen von «seinem» Beruf hat, aber auch Alma und Monika, die ihre Berufswünsche unter Zeitdruck dem Markt anpassen, wollen in dem anerkannt werden, was sie zu leisten bereit sind, was sie leisten können und wollen: Sie wollen anerkannt werden als junge Menschen, die bereits in der Schnupperlehre vieles «von selber» machen, als Menschen, die eine Vorstellung von ihrer beruflichen Ausbildung haben oder sie entwickeln wollen. Genau diese Anerkennung wird ihnen jedoch zu einem biographischen Zeitpunkt verweigert, in dem ihr gesellschaftlicher Ort offen ist: Sie sind keine Schülerinnen und Schüler mehr, sie sind noch keine Erwerbstätigen und auch keine Erwerbslosen. Wenn sie nicht einmal als Lehrlinge oder als solche, die etwas lernen wollen, anerkannt werden, so werden ihnen mithin jeder gesellschaftliche Ort und jede soziale Identität abgesprochen: Sie verschwinden hinter Standardabsagen. Und es ist genau dieses Verschwinden, dem sie ihre Forderungen nach Anerkennung entgegenhalten.

Monika, Alma und Fabrizio glauben nicht daran, dass sich die Situation auf dem Lehrstellenmarkt bessern wird. Monika geht davon aus, dass es «immer schlimmer» werde, da es immer mehr Leute gebe «und nachher auch immer weniger Lehrstellen». Auch Alma glaubt, dass «nächstens alles voll» wird, «ja, die Jugendlichen können sich *grad* erschiessen, mal». Sie habe das Gefühl, «für Jugendliche ist keine Zukunft da, irgendwie». Diese Entwicklung scheint ihnen unvermeidlich. «Das kann man nicht aufhalten», sagt Alma. «Nein, was will man machen?» meint Monika auf beharrliches Nachfragen. Es sei gescheiter, erklärt sie, «wenn man gar keine Kinder mehr auf

die Welt bringt», denn «immer schlimmer» werde es nicht nur mit der Arbeit, sondern «mit den andern Sachen auch, vielleicht». Nur Fabrizio relativiert diese düstere Perspektive ein bisschen: «Also ich sage jetzt, wenn ich Kinder habe und die einen Beruf suchen, die haben es noch schwieriger als ich, sage ich. Weil, wenn es jetzt schon wenig Arbeit hat, hat es *äuä* in der Zukunft vielleicht sogar noch weniger. Oder vielleicht hat es sogar mehr, wer weiss, kommt darauf an, was sie da entwickeln, so Sachen, in der Zukunft.»

Die Verknappung der Arbeit scheint allen dreien unvermeidlich und von ihnen nicht beeinflussbar. Im Reden über die Zukunft finden die Ohnmacht angesichts eines engen Arbeitsmarktes und die Abhängigkeit von «gefühllosen» Arbeitgebern Widerhall: «Man kann nichts machen», und es kommt darauf an, was «sie da entwickeln». Diese Zukunft der Schweiz und der Welt hat wenig mit ihnen zu tun – und zugleich sehr viel. Denn im Denken über diese Zukunft drücken Alma, Monika und Fabrizio ihre Erfahrungen aus, ihre Erfahrungen mit dem engen Lehrstellenmarkt und den verengten Perspektiven, mit dem repetitiven und monotonen Abgewiesenwerden, mit der verweigerten Anerkennung eines beruflichen Lebensentwurfes – dies alles prägt die Vorstellungswelt der Jugendlichen, in welcher Zukunft nur zögerlich oder gar nur hypothetisch aufscheint.

Alma und Monika können nichts darüber sagen, wie sie sich ihre Zukunft vorstellen. «Mit der Lehre wäre alles leicht, irgendwie», erklärt Alma, «dann hast du ja Ziele, irgendwie. Aber jetzt kann ich nichts sagen, irgendwie, ich weiss doch nicht.» Heiraten werde sie «irgendeinmal schon», aber das scheint kein Ersatz für die berufliche Zukunft zu sein. Monika lässt «alles auf sich zukommen», sie plant nicht gerne, «was die Zukunft angeht», sie will «weitersehen», wenn sie die Lehre «überhaupt schafft». Schon nur das Denken über das eigene zukünftige Leben setzt die Lehre voraus. Bis dahin ist die persönliche Zukunft eine Leerstelle.

Anders als die jungen Frauen Alma und Monika macht sich der junge Mann Fabrizio ein Bild von seiner Zukunft. Er kann sich nicht vorstellen, nach der Lehre das ganze Leben auf demselben Beruf tätig zu sein: «Also ich, es würde, also mir würde es sicher ge-

fallen, einfach, meinen Beruf, der mir gefällt, zu machen. Aber das ganze Jahr dort immer das gleiche machen, Zeichnen für Häuser und Pläne, also ich würde einfach, eben, wie gesagt, ein paar Jahre *bügeln*, so fünf, sechs Jahre wären es, und nachher mich weiterbilden oder zu einem anderen Beruf umsteigen, der aber auch mit Zeichnen zu tun hätte.» Fabrizio hat eine Hoffnung, er hofft, «dass ich mal Erfolg habe. Also ja, auch im Beruf und im Sport.» Und dieser Erfolg hat eine präzise Gestalt: «Also im Beruf wäre es wohl Comiczeichnen, Zeichnerberuf, und im Sport wäre es eben *Tschutten*, mal zu einer richtigen Mannschaft, als Profifussballer.» Fabrizio, der sich als Hochbauzeichner und Automechaniker bewirbt, hat sich auch die Prüfung für die Kunstgewerbeschule vorgenommen. Er vertraut auf seine Fähigkeit, er weiss darüber hinaus, dass man «daran *schaffen*» muss, aber auch, dass seine persönliche Zukunft nicht nur von ihm abhängt, sondern auch von denen, an die man immer wieder schreiben muss. Die Erfahrungen von Abhängigkeit, Ohnmacht und verweigerter Anerkennung, die bei Alma und Monika die Zukunft zu einer Leerstelle machen, verweisen Fabrizio auf etwas anderes: «Vielleicht», so kommentiert er seine Lehrstellensuche als Zeichner und Automechaniker, aber auch seine Comiczeichner- und Profifussballerpläne, «vielleicht habe ich Glück.» Und vielleicht hätten später seine Kinder «auch Glück – wer weiss?» Beim Reden über die Zukunft formulieren die drei Jugendlichen ihre Erwartungen an eine Gesellschaft, die sie in ihren Wünschen ernst nehmen soll – im Wunsch, eine Fähigkeit zu verwirklichen, oder im Wunsch, überhaupt einen Lebensentwurf entwickeln zu können.

Jugenderwerbslosigkeit in der Schweiz

Jugendliche werden von wirtschaftlichen Krisen besonders hart getroffen. 1994 waren 23,5 % aller erwerbslosen Personen in der Schweiz zwischen 15 und 24 Jahre alt. Die Erwerbslosenquote in dieser Altersgruppe war fast doppelt so hoch (6,1 %) wie diejenige der übrigen Bevölkerung (3,8 %). 1996 belief sich die Erwerbslosenquote der 15- bis 29jährigen auf 5,7 %, während diejenige der 30- bis 49jährigen 3,1 % und diejenige der über 50jährigen 2,7 % betrug. Nicht nur werden rezessionsbedingt häufig die zuletzt angestellten, jugendlichen Arbeitnehmer/innen entlassen, sondern darüber hinaus bauen Unternehmen in einer antizipierten Rationalisierung Lehrstellen ab: Wer davon ausgeht, dass zukünftig weniger Fachpersonal benötigt wird, bietet keine Lehr-

stellen an. Der eng gewordene Arbeitsmarkt bedeutet somit für die Jugendlichen ein zu knappes Angebot an Lehrstellen, der Zugang zu qualifizierter Berufsarbeit wird vielen erschwert oder gar ganz verbaut.

Seit 1997 hat sich die Situation leicht verschlechtert: Im Frühjahr 1998 fehlten gesamtschweizerisch 7000 bis 8000 Lehrstellen, wobei die Zahl der freien Lehrstellen gegenüber Frühjahr 1997 um 4 % abgenommen hat, während die Zahl der Lehrstellensuchenden um 1 % gestiegen ist. Rund 40 % der an einer Lehrstelle interessierten Jugendlichen in der Schweiz beurteilen im Februar 1998 ihre Chancen, eine Lehrstelle zu finden, als «nicht mehr so gut». Im April 1998 sehen sie diese Chancen als deutlich verschlechtert.

Vom knappen Arbeits- und Lehrstellenmarkt verschärft betroffen sind weibliche, schulisch schwache und ausländische Jugendliche. Die Erwerbslosenquote der jungen Frauen war 1996 mit 6,1 % (15- bis 29jährige) höher als diejenige der jungen Männer (5,4 %). Die weiblichen Jugendlichen sind überdies nach wie vor in einem engeren beruflichen Spektrum zu finden als die jungen Männer, und sie werden häufig in kürzere Lehren gedrängt. Die Erwerbslosenquote von Absolvent/innen der Sekundarstufe I betrug 1996 5,7 % gegenüber 3,2 % bei den Absolvent/innen der Sekundarstufe II und 2,8 % bei den Absolvent/innen aus der Tertiärstufe.

Bis zum Zeitpunkt ihrer Lehrstellensuche haben die 15- bis 16jährigen Schulabgänger/innen ein äusserst selektives Bildungssystem durchlaufen: Der Übertritt in die verschiedenen Schulen der Sekundarstufe nach 5–6 Jahren Primarschule stellt eine frühe Weichenstellung dar. Die Chancen auf eine Lehrstelle und qualifizierte Arbeit sinken für diejenigen, die den Einstieg in höhere Sekundarschulen nicht schaffen, bereits zu diesem frühen Zeitpunkt wesentlich. Nach Abschluss der obligatorischen neun Schuljahre können die Jugendlichen weiterführende Schulen besuchen oder eine Berufsausbildung beginnen. Für schulisch schwache Jugendliche, entsprechend den gestiegenen Erwartungen der Lehrbetriebe an das Schulniveau der Lehrlinge, zunehmend jedoch für alle Jugendlichen, die eine Berufslehre ergreifen wollen, wird zu diesem Zeitpunkt das nachobligatorische 10. Schuljahr zu einer Möglichkeit, die Chancen auf eine Lehrstelle zu vergrössern. Die öffentliche Hand ist jedoch nicht verpflichtet, allen Jugendlichen nachobligatorische Bildungsmöglichkeiten zu bieten, und so finden längst nicht alle interessierten Jugendlichen einen Platz in einem 10. Schuljahr.

Im Fall der ausländischen Jugendlichen kann das selektive Bildungssystem deren Ausbildungschancen schon sehr früh stark einschränken: Da die ausländischen Jugendlichen häufig aus Familien mit tiefem Ausbildungsstand stammen und gegenüber ihren schweizerischen Kolleg/innen sprachliche Defizite aufweisen, haben sie die schlechteren Startchancen. Überdies tun sich die schweizerischen Schulen mit der Integration der ausländischen Jugendlichen schwer. Zunehmend werden diese in den sonderpädagogischen Bereich abgedrängt; in der Sekundär- und Tertiärstufe sind sie generell untervertreten. Die Wahrscheinlichkeit, dass ausländische Kinder die obligatorische Schulzeit ungünstig abschliessen, ist mit 35 % höher als bei ihren schweizerischen Kolleg/innen (27 %). 5 % der Schweizer Jugendlichen und 23 % der ausländischen Jugendlichen absolvieren keine nach-obligatorische Schulbildung. Während im April

1998 67 % der schweizerischen Schulabgänger/innen einen Lehrvertrag abgeschlossen haben, sind nur 37 % ihrer ausländischen Kolleg/innen in derselben Situation.

Der versperrte Zugang zum Lehrstellen- und Arbeitsmarkt trifft mit den Jugendlichen eine soziale Gruppe, die sich grundsätzlich durch eine schwache soziale und politische Partizipation auszeichnet. Der versperrte Zugang zur Berufsbildung lässt ihre Partizipationschancen zusätzlich sinken – verstärkt im Falle der weiblichen, nicht-schweizerischen und schulisch schwachen Jugendlichen.

Quellen/Literatur

Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Integration – (k)eine Erfolgsgeschichte. Ausländische Kinder und Jugendliche im schweizerischen Bildungssystem, Bern 1997.

Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Jugendliche – Trendsetter oder Ausgeschlossene? Ein statistisches Porträt der Jugend in der Schweiz, Bern 1997.

Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE) 1996, Bern 1997.

Christoffel, Jörg: Jugendliche auf dem Schweizer Arbeitsmarkt der neunziger Jahre: Eine verlorene Generation?, in: Die Volkswirtschaft – Magazin für Wirtschaftspolitik, 4, 1998, 52–57.

LINK-Institut (Hrsg.): Lehrstellenbarometer Februar und April 1998, im Auftrag des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie, Luzern 1998.

Schweizerischen Gewerkschaftsbund (Hrsg.): Berufsbildung und Lehrstellenmangel. Probleme und Lösungsvorschläge, Bern 1997.